VIELE WEGE – KEINE EINBAHNSTRASSE

Unsere Kirche in den letzten Jahrzehnten

von Michael Albus

Der Schriftsteller Albert Camus, der von sich selbst sagte, dass er ein Atheist sei, war 1948 zu einem Vortrag in einem Dominikanerkloster in Frankreich eingeladen. Die Frage, auf die man von ihm eine Antwort erwartete, hieß: Was erwartet die Welt von den Christen? Man muss seine Antwort im Kontext der damaligen Zeit nach dem zweiten Weltkrieg sehen:

Die Welt erwartet von den Christen, dass sie den Mund auftun, laut und deutlich, und ihre Verdammung ganz unmissverständlich aussprechen, damit nie auch nur der geringste Zweifel im Herzen des einfachsten Mannes zu keimen vermag; dass sie sich aus der Abstraktion befreien und dem blutüberströmten Gesicht gegenübertreten, das die Geschichte in unseren Tagen angenommen hat.

Die Vereinigung, die uns nottut, ist eine Vereinigung von Menschen, die gewillt sind, eine klare Sprache zu sprechen und sich mit ihrer Person einzusetzen.

Kirchliche Großereignisse in den letzten Jahrzehnten:

- Das Zweite Vatikanische Konzil
- Die Synode der Bistümer in der Bundesrepublik Deutschland
- Die ökumenischen Kirchentreffen Augsburg und München
- Die wachsende Zahl von Kirchenaustritten
- Der Skandal der Sexuellen Gewalt in der Kirche

Jedes dieser Ereignisse ließe sich lang und breit hier darstellen. Das bringt nicht viel. Es ist wichtig, kurz zurückzuschauen und dann entschieden nach vorne zu gehen.

Schauen wir deshalb ganz kurz auf den Zustand der Katholischen Kirche heute und denken wir dabei auch an unsere je eigenen Erfahrungen mit ihr. Und spitzen wir zu.

Der Theologe Hans Küng tröstete vor einigen Jahren den spanischen Theologen Juan José Tamayo Acosta, den Kardinal Joseph Ratzinger, der damalige Präfekt der Glaubenskongregation in Rom, wegen seines Buches „Gott und Jesus“ (dessen Texte zuvor von den spanischen Bischöfen manipuliert wurden), verurteilt hat, in einem persönlichen Brief:

"*Lieber Freund,...die ganze Atmosphäre, die zur Zeit im Vatikan und in der hierarchischen Kirche herrscht, ist fern von allen Versprechungen, die in der Zeit des Zweiten Vatikanischen Konzils und vor allem von Papst Johannes XXIII. gemacht wurden.... Es ist eine erneute Bestätigung von dem faktischen Schisma, das zwischen der Kirche von oben und der Kirche von unten besteht...Rehabilitationen und gar Kanonisationen finden meistens erst nach Jahrhunderten statt -- dafür haben wir Heiligsprechungen wie die des Chefs des OPUS DEI... Der Priestermangel, der Auszug so vieler Frauen aus der Kirche, die fehlende religiöse Integration der jungen Generation, die wachsende Animosität der säkularen Medien, die die innerkirchlichen Skandale ausschlachten, dies alles und vieles mehr müsste eigentlich auch den Dümmsten zu denken geben, das wir so nicht weitermachen dürfen...*"

Faktum ist - und wird immer mehr: Der Prozess der Säkularisierung schreitet fort. Die Kraft der Institution verblasst. Sie ist zu sehr mit sich selbst beschäftigt. Wer nur auf sich selbst sieht leuchtet nicht.

Faktum ist aber auch - und wird immer mehr: Der technische, medizinische, biotechnologische Fortschritt, Kernkraft, Gentechnik als zwei Beispiele, offenbart immer deutlicher seine Grenzen. Die neuen Freiheiten bergen neue Risiken. Von vielen wissen auch die Fortschrittsoptimisten noch nicht, ob wir sie überhaupt beherrschen können. Die Erfahrung der Grenzen führt mittelbar oder unmittelbar zur Frage nach der Religion.

Die Kirchen haben das Monopol für Religion in Deutschland gründlich verloren. Die kulturell vielfältige europäische Gesellschaft des 21. Jahrhunderts wird die Frage nach der Religion nicht mehr nur als eine Frage nach den christlichen Kirchen aufwerfen. Sie wird im Kontext vieler Religionen gestellt werden müssen. Das Christentum ist eine Religion unter anderen. Was es zur Zukunft der Welt beizutragen hat, ist nicht mehr nur die Frage nach seiner Geschichte oder seiner kulturellen Leistung. Es ist vielmehr die Frage nach seiner Lebensnähe und seiner Glaubwürdigkeit. Das Leben ist wichtiger als die Lehre.

Christen müssen Menschen sein, die quer durch die Ghettos, mit denen unsere moderne Welt zubetoniert ist, hindurchgehen, die Belagerungsringe der Technologien und Ideologien aufbrechen, aufsprengen. Dazu braucht es den Mut zum Sprung. Wer zum Sprung ansetzt geht ein großes Risiko ein. Es ist das Risiko des freien Falls. Ohne dieses Risiko kann man kein Christ sein.

Fakt ist, dass die Zahl der Kirchenaustritte im europäischen Raum weiter steigt.

Fakt ist, dass immer weniger Kinder getauft werden.

Fakt ist, dass immer weniger Menschen eine kirchliche Eheschließung wollen.

Fakt ist, dass die kirchlichen Moralvorstellungen, auch ihre Ethik, immer weniger wirksam werden.

Ein wirklich lebendiges, in die Öffentlichkeit hinein ausstrahlendes kirchliches Leben gibt es faktisch nicht mehr. Wohl gibt es partiell beachtliche Aufbrüche in einzelnen europäischen Ortskirchen, als Beispiel sei "proposer la foie" in Frankreich genannt, es gibt kleine Aufbruchszellen in anderen Ländern. Aber Durchbrüche sind sie nicht, die kleinen Gruppen, die oft eine eigenartige Ghetto- und Warmer-Ofen-Mentalität haben.

Zudem werden gerade in der katholischen Kirche Aufbrüche oft zentralistisch im Keim erstickt.

Mir wäre lieber, andere Nachrichten zu bringen. Aber was ich sehe und beobachte, lässt dies nicht zu. Es sei denn, ich wollte mich auf die Seite der Schönredner stellen oder im Rat der Weisen sitzen. Beides will ich nicht und kann ich nicht.

Deutschland, Europa ist Missionsland geworden.

Der Jesuit Alfred Delp, der in der Zeit des Nationalsozialismus für seinen Glauben mit dem Leben bezahlen musste, stellt schon damals (1945) fest, kurz vor seinem gewaltsamen Tod:

"Die Kirchen scheinen sich durch die Art ihrer historisch gewordenen Daseinsweise selbst im Wege zu stehen. Ich glaube, überall da, wo wir uns nicht freiwillig um des Lebens willen von der Lebensweise trennen, wird die geschehende Geschichte uns als richtender und zerstörender Blitz treffen. Das gilt sowohl für das persönliche Schicksal des einzelnen kirchlichen Menschen, wie auch für die Institutionen und Brauchtümer. Wir sind trotz aller Richtigkeiten und Rechtgläubigkeit, an einem toten Punkt. Die christliche Idee ist keine der führenden und gestaltenden Ideen dieses Jahrhunderts."

Auf einem Treffen asiatischer katholischer Äbte in Bangkok hielt der Trappist Thomas Merton am 10. Dezember 1968 wenige Stunden vor seinem Tod, eine Ansprache zum Thema "Marxismus und Perspektiven des Mönchtums". Er berichtet darin von einem jungen tibetischen Mönch, der Ende der fünfziger Jahre vor den Chinesen aus seiner Heimat und damit aus seinem Kloster fliehen musste, um sein Leben zu retten. In dieser Situation wusste er nicht so recht, was er tun sollte. Deshalb schickte er einem in der Nähe lebenden Abt eine Nachricht und fragte: "Was machen wir jetzt?" Der Abt schickte ihm eine seltsame Antwort – aber auch eine bedeutsame: "Von jetzt an, Bruder, steht jeder auf eigenen Füßen." Thomas Merton sagt dazu, dass dies ein Satz darüber sei, dass wir uns in Zukunft nicht mehr auf stützende Strukturen verlassen können. Sie seien zwar gut und hilfreich, und wir sollten das Beste aus ihnen machen. Aber sie können weggenommen werden – und wenn alles weggenommen worden ist, was machen wir dann?

Wie soll es weitergehen?

Wo ist die Antwort auf die ersten und letzten Fragen von uns Menschen?

Was gibt Halt in allen Untergängen?

Was gilt über den Tag und die Zeit unseres Lebens hinaus?

Man muss, wenn man zur Sache und zum Kern selber kommen will, zuspitzen, die Fragen verschärfen, auch wenn das weh tut. Gemütlich ist das Ganze nicht zu haben.

Angesichts der Entwicklung der modernen Gesellschaft mutet das Christentum in der Gestalt der verfassten Kirchen bei uns geradezu fossil an, wie eine Versteinerung inmitten eines wild und manchmal auch chaotisch hin- und her flutenden Lebens. Versteinerungen können durchaus schön und von der Form her faszinierend sein. Sie sind aber tot und zeugen allenfalls von einem Leben, das es einmal gegeben hat.

Die Lage in unserer Gesellschaft

Zur Situation der Gesellschaft wäre nun auch noch einiges zu bemerken. Ich will es knapp und kurz versuchen.

Wohin wir es gebracht haben, hat Romano Guardini am 27. Januar 1960 in seinem Tagebuch festgehalten. Dort schreibt er:

Die apokalyptischen Reiter:

- Die große Zahl
- Die perfekte Technik
- Die absolute Wohlfahrt
- Die Geschlossenheit der 'Welt'

Das Bild von den apokalyptischen Reitern ist alt, aber es ist zutreffend. Apokalyptisch ist es insofern, als es, dem Wortsinn entsprechend, in der Aufzählung der Fakten, die Lage enthüllt.

Wir glauben an die große Zahl. Aber gleichzeitig wird die Lage immer unübersichtlicher.

Wir haben nahezu perfekte technische Methoden und Instrumente entwickelt, mit denen wir unser Leben in den Griff bekommen wollen. Aber es scheint, als ob uns das leben selber wieder in seinen Klammergriff nähme.

Wir haben nahezu perfekte Wohlfahrtssysteme geschaffen, deren Lücken immer deutlicher zu Tage treten, die eher Unwohlsein entfachen.

Wir haben unsere Welt geschlossen und abgedichtet mit zahlreichen Systemen von Versicherungen und Risikominderungen. Aber durch die Ritzen der geschlossenen Welt, die wir nicht stopfen können, zieht ein kalter Wind, der uns frieren lässt.

Wir sind geblieben, die wir waren. Wir werden bleiben, die wir sind. Die Situation des modernen Menschen ist nicht einfacher geworden als die Lage des alten. Wir treten das Rad in unseren bequem eingerichteten Käfigen immer schneller und geraten dabei immer mehr außer Atem. Aber es bewegt sich nichts – oder nicht viel. Rasender Stillstand. Stille Raserei. Toter Punkt. Ground Zero.

Viel wurde und wird immer weniger diskutiert über DAS wirkliche Großereignis in der katholischen Weltkirche. Das Zweite Vatikanische Konzil.

Über meine persönlichen Erfahrungen damit will ich kurz berichten. Ich vermische meine Konzilserfahrungen mit denen auf der Synode der Bistümer in der Bundesrepublik Deutschland.

Zur Rezeption des Konzils in Deutschland – und die Folgen

Die Würzburger Synode (1971-1975) war im Grunde ein Kind, wenn auch für viele Amtsträger kein Wunschkind, des Konzils. Die Synode habe ich aus allernächster Nähe miterlebt. Ich war Sekretär der Sachkommision X der Synode, die den Titel „Gesamtkirchliche und ökumenische Kooperation“ trug. Dort lernte ich auch Alois Brem kennen, den ich sympathisch offen und konkret fand.

Nie vergessen werde ich den „Schwarzen Block“ der Bischöfe in Würzburger Dom während der Vollversammlungen der Synode. Da wurde etwas augen- und sinnenfällig, was sich auch in den Argumenten und Scheinargumenten der heftigen Diskussionen niederschlug. Ich spürte den Widerstand gegen „das Neue“, die Angst, „Macht“ zu verlieren, die Herrschaft über die Seelen. Auch wenn es der Synode in der kirchlichen Rezeption auch so ähnlich ergangen ist wie dem Konzil, eines ist für mich ganz klar: Sie waren Ereignisse der Befreiung des Glaubens aus einer oft babylonischen Gefangenschaft in der Kirche. Die Einzelnen bekamen wieder ein religiöses Gesicht, sie durften es zeigen, auch wenn es andern nicht gefiel. Das lässt mich bis heute, alles in allem, verschmerzen, dass Vieles, von den damaligen Aufbrüchen wieder zusammengebrochen, im Drahtverhau institutioneller Ängstlichkeit hängen geblieben ist – und immer noch oder schon wieder – „getötet“ wird. Das Konzil ist noch lange nicht verwirklicht. Die Synode auch nicht. Sie sind unerfüllte Aufgaben geblieben, sind überwuchert von einer kirchlichen Festungsmentalität, die „drinnen“ die Berührung für das, was „draußen“ vor sich geht, verloren hat. Der Infarkt hat schon stattgefunden. Die Folgen werden immer sichtbarer und spürbarer. Ich habe aber meinen Glauben und meine Hoffnung noch nicht verloren, dass Gott selber den Infarkt heilen wird. Daran arbeite ich, dafür bete ich.

Rezeptionserfahrung mit dem Konzil in der journalistischen Arbeit in einem Massenmedium

Einen besonderen Aspekt im Blick auf die Rezeption des Konzils, der meine Arbeit als Journalist in einem Massenmedium betraf, will ich noch aufzeigen. Ich habe meine Arbeit in der größten Fernsehanstalt in Europa 11 Jahre nach dem Ende des Konzils aufgenommen. Ich war dort eingebunden in die Führungsebene und verantwortlich für einen beträchtlichen Teil des Sendeaufkommens. Ich habe kirchliche und religiöse Ereignisse in den aktuellen Nachrichtensendungen kommentiert und darüber berichtet. Auch da war das Konzil ein wichtiger Leitfaden für meine Arbeit.

Die journalistische Arbeit begriff ich vor allem als Übersetzungs- als Vermittlungsarbeit. Am Schwierigsten war es für mich immer, kirchliche „Verlautbarungen“ in den „heute“- und „heute-journal“-Sendungen zu übersetzen. Es war manchmal fast nicht mehr möglich die Sprache der Kirche in die Sprache(n) der „Welt“ zu übersetzen. Da bin ich auch manchmal gescheitert und traumatische Erfahrungen kamen gehäuft vor. Was ich jeweils „danach“ aus dem kirchlichen Milieu zu hören bekam, war haarsträubend und vielfach auch persönlich verletzend. Allerdings habe ich auch dadurch eine neue Entschiedenheit gewonnen. Nicht nur für meine journalistische Arbeit, sondern auch für mein persönliches Leben.

Ich setze diese Entschiedenheit fort durch meine heutige Arbeit mit den Studierenden, von denen immer mehr der Institution Kirche innerlich schon gekündigt haben, die vom Konzil, geschweige denn von der Synode, wenig oder gar nichts mehr wissen, die aber auf der Suche nach Sinn in ihrem Leben sind. Ihnen sage ich auch, dass sie die Konzils- und Synodendokumente lesen sollen, weil in ihnen ein Bild von Kirche und religiöser Praxis sichtbar wird, das Hoffnung macht – wider alle kirchlichen Wirklichkeiten.

Manchmal kommt es mir vor, dass ich das Zweite Vatikanische Konzil gegen die Kirche verteidigen muss, gegen die Ängstlichkeit derer, die in ihr geblieben sind, gegen die mangelnde professionelle Kompetenz kirchlicher Menschen in dem, was das Konzil die „weltlichen Sachbereiche“ genannt hat. Dann lese ich wieder und wieder zwei Texte aus dem Neuen Testament, auf die ich noch kurz hinweisen möchte, deren „Geist“ auch in vielen Konzilstexten für die einen sein Wesen, für die anderen sein Unwesen treibt.

Beide Texte stehen in der Apostelgeschichte. Der erste im Kapitel 2, Das Pfingstereignis. Der zweite im Kapitel 27, Der Seesturm vor Malta.

Die Botschaft(en) dieser Texte wehte und weht für mich durch den „Geist des Konzils“. Der Geist des Konzils bestand und besteht für mich darin:

Nicht hinter aus Angst verschlossenen Türen sitzen bleiben! Aufbrechen und gehen! Die „Feuerzungen“ wahrnehmen, in den Sprachen – und Bildern! – der realen Welt sprechen!

Und: Ballast über Bord werfen, nur das Notwendige behalten! Sich leicht machen, damit man freier gehen kann und besser steuern kann!

Zurück zur Situation heute:

Sie erinnert an das Pfingstfest in Jerusalem. Man saß hinter aus Furcht verschlossenen Türen und nahm die „Zungen wie von Feuer“, die draußen brannten, nicht wahr. In dieser Lage ist die katholische Kirche heute. Und immer wieder neue „Ärgernisse“ tauchen auf und verdunkeln das gegenwärtige Bild der Kirche bis zur Unkenntlichkeit. Ich verweise nur auf die letzten Monate zum Thema „Sexuelle Gewalt von Kindern und Jugendlichen in der Kirche“. Nicht nur in Deutschland, sondern in der ganzen, weiten Weltkirche. Diese schrecklichen Erscheinungen kommen nicht von ungefähr, sie haben eine lange Kirchengeschichte.

Es muss sich grundsätzlich in dieser Kirche etwas ändern, sonst geht der Exodus weiter. Gerade zu blind erscheint die Aussage eines deutschen Bischofs, dass die wachsende Zahl der Kirchenaustritte vor allem auf die Finanzkrise zurückzuführen sei. Welche Blindheit!

In dieser Lage hilft es nicht mehr, an diesem oder jenem Symptom herum zu operieren. Es ist die Frage zu stellen:

Was ist grundsätzlich notwendig? Was kann man tun?

Die Beantwortung, besser, der Versuch einer Antwort gilt auch im Blick auf die Zukunft des Zweiten Vatikanischen Konzils. Die Zukunft der Kirche liegt in der Zukunft des Konzils.

Es gibt kein schlüssiges Rezept für das, was zu tun ist. Wenig kann man tun. Aber das Wenige muss man in Gang setzen. Was schon in Gang ist, muss intensiviert werden. Mit der Entschiedenheit eines Hornstoßes in Richtung einer „zur Welt hin verschanzten Kirche“ (Hans Urs von Balthasar, Rechenschaft).

Notwendig ist für unsere Kirche:

Eine Art Wiedergeburt

Das Systemdenken muss ein Ende haben. Der Bruch mit einer großen und ehrwürdigen Theologietradition und Kirchenpraxis ist fällig.

Das Christentum muss sich aus der babylonischen Gefangenschaft der Sätze und Formeln wieder zur Unmittelbarkeit der Person des Anfangs, zu Jesus selbst befreien. Jesus muss wieder erreichbar werden. Person statt Lehre.

Das Christentum darf keine Opferreligion bleiben, die dem Menschen die Aufgabe seiner Person abverlangt. Das Gegenteil ist der Fall. Das Christentum muss wieder eine Religion werden, die den Menschen zu sich selber kommen lässt.

Erfahrung muss wieder grundlegende Kategorie des Christentums werden.

Aus Distanz muss wieder Nähe werden. Das hat Folgen für die kirchlichen Strukturen.

Wenn die Person wieder in die Mitte rückt, dann wird der Dialog zum Prinzip und Fundament der religiösen Praxis. Das heißt konkret: Dialog in der Kirche ist etwas anderes als ein gelenkter Dialogprozess, Dialog zwischen den christlichen Kirchen, Dialog mit dem Judentum, dem Islam, mit allen Religionen.

Es geht nicht so sehr um die Wahrheit der Kirchen. Die Kirchen müssen sich durch die Wahrheit der Person Jesu unterwandern lassen.

Ich schließe mit den Worten von Pedro Arrupe, dem ehemaligen General der Jesuiten. Er sagte:

Zögern wir Christen nicht zu viel zu lang?
Planen wir nicht manchmal zu langfristig und zu abgesichert?
Beharren wir nicht zu gern auf dem angeblich Gesicherten und Erprobten?
Verlässt uns nicht zu schnell der Mut bei offenen Versuchen und Risiken?
Ich möchte wahrlich nicht einer ziellosen Panik das Wort reden.
Aber wenn wir nach der Heiligen Schrift dazu berufen sind, die Zeichen der Zeit zu deuten, so gehört heute wesentlich dazu das Gespür für die Kürze der Fristen
und die Bereitschaft zu raschem Handeln.

Michael Albus

Zorneding, 12.April 2013